

(vier Söhne und sechs Töchter), so daß ein wirklicher Beitrag zur Maximilian-Forschung geleistet wird. Kardinal Matthäus Lang war kein Sohn des Kaisers (S. 84, Anm. 36). Dieser Nachweis wird dadurch gestützt, daß Maximilians Sohn Georg u. a. deswegen als Koadjutor von Salzburg nicht durchzubringen war, weil „in unseren Gegenden am Beginn des 16. Jahrhunderts noch starke Widerstände“ bestanden, „Bastarde als Kirchenfürsten zu postulieren“ (90). Wenn das für Georg galt, dann hätte es auch für Matthäus gegolten.

Den Beziehungen des Habsburgers Maximilian III. († 1618, Stifter des Herzogshutes) zu Klosterneuburg geht G. J. Kugler nach. Äußerst interessant sind die Ergebnisse G. Winners über „Die niederösterreichischen Prälaten zwischen Reformation und Josephinismus“.

Wie an einem Seismographen lassen sich hier für den, der zu deuten versteht, die kirchengeschichtlichen Ereignisse ablesen. Der Priester-mangel nach dem Sieg der Reformation bedingte eine starke Überfremdung. Priester anderer Orden, Länder und Schulen wurden Äbte und Pröpste in Niederösterreich. Fast zwei Drittel aller Prälaten des 17. Jahrhunderts waren Ausländer, die vielfach bei den Jesuiten (Germanikum, Ingolstadt, Dillingen, Graz) ausgebildet worden waren. Erst im Zuge der Gegenreformation setzten sich wieder österreichische Klostervorstände durch. Schade, daß Winner nicht auch die soziale Herkunft der Prälaten untersucht hat. Hierzu hätten ihn etwa die Forschungen von E. Krausen (München) anregen können, der für den süddeutsch-österreichischen Raum mit der Meinung von „Bauern-“ oder „Adelskonventen“ in der Barockzeit auf-räumen und die überwiegende Mehrzahl der Prälaten dem Bürgertum zuweisen konnte (vgl. Jahresbericht der Görresgesellschaft 1963, 55). Mehrere kunstgeschichtliche Arbeiten, die sich mit den zwei Reliquien-Monstranzen der Klosterneuburger Schatzkammer (H. Fillitz), den Tapisserien des Gobelinzimmers des Stiftes (E. Neumann) und den Ansichten von Klosterneuburg des J. Ch. Brand (H. Aurenhammer) be-fassen, runden den Band würdig ab.

NIELEN JOSEF MARIA, *Christliche Gestalten*. (335.) Verlag Herder, Freiburg 1965. Leinen.

Das Buch, das sich als geistliche Lesung eignet, enthält 24 Essays, die aufzeigen wollen, wie Christus in Menschen Gestalt annehmen kann. Dabei ist der zeitliche Bogen weit gespannt: von Nikodemus über Augustinus und Hrabanus Maurus zu Ernest Psichari (Enkel von Ernest Renan), einem heiligmäßigen Offizier des ersten Weltkriegs. Die Sprache der einzelnen Beiträge ist einfach, klar und lebendig. Das ökumenische Anliegen ist – besonders in den Aufsätzen über J. M. Sailer und W. Solowjew – unverkennbar. Befremdend wirkt die eigenwillige Periodisierung, die z. B. Friedrich von Spee († 1653) zum Hochmittelalter rechnet. Die Feststellung, daß Rimbaud „auf das katho-

lische Geistesleben der Neuzeit bestimmenden Einfluß“ ausgeübt habe (321), wird in dieser allgemeinen Form kaum zu halten sein.

Linz/Donau

Rudolf Zinnhobler

LORENZ WILLY, *Die Kreuzherren mit dem roten Stern*. (Veröffentlichungen des Königsteiner Instituts für Kirchen- und Zeitgeschichte der Sudetenländer, Bd. 2.) (141.) Königstein/Taunus 1964.

Der Verfasser hat mit dem ihm eigenen historischen Spürsinn in vier Kapiteln den wechselvollen Ablauf des einzigen in Böhmen entstandenen Ordens der katholischen Kirche – des Kreuzherrenordens – aufgezeigt. Der Beginn der ursprünglich als Spitalsorden gegründeten Kreuzherren führt uns in die Zeit des Königs Przemysl Ottokar I. v. Böhmen und seiner Gemahlin Konstanze, deren Tochter Agnes ganz aus dem Geist des hl. Franz von Assisi als Gründerin des Hospitals (6. Jänner 1233) eines Minoriten- u. Klarissinnenklosters zunächst anzusehen ist. Agnes scheint als Ideal eine enge räumliche Verbindung des Minoriten- u. Klarissinnenklosters und des Hospitals vorgeschwebt zu haben. Das Spital befand sich ganz in der Nähe St. Kastulus in Prag. Das Hospital von St. Franz dagegen wird zuerst und nur allein am 6. 2. 1233 genannt. Obgleich die Kreuzherren die Papstbulle vom 14. April 1237 als die eigentliche Gründungsurkunde betrachten, so vollzog sich die Ordensbildung vielmehr in allmählicher Weiterbildung des Besitzstandes. Am 6. Juni 1253 werden bereits die Brüder von St. Franz an der Prager Brücke, Erbauung eines neuen Hauses an der Prager Brücke, genannt. 1271 führen sie die Bezeichnung „Ordo stellatorum de Praga“ und besaßen zwölf Häuser u. a. in Prag, Breslau, Wien, Mies, Brüx, Eger, Bunzlau und Wladislaw in Polen, ferner in Schlesien Glatz, Münsterberg, Schweidnitz und Liegnitz. Das luxemburgische Jahrhundert mit seiner ausgebreiteten städtischen Kultur kam auch den einzelnen Niederlassungen der Spitalbrüder von St. Franz zugute. Unter Karl IV. nahm der Meister von St. Franz den vierten Rang in Böhmen nach dem König ein. Im 15. Jhd. sollten infolge der Hussitenkriege sehr viele Hospitäler des Ordens nicht mehr bestehen, so in Aussig, Leitmeritz, Mies, Klattau und Schüttenhofen.

Doch schon im nächsten Jahrhundert vollzog sich im Orden eine wesentliche Umwandlung, eine „Klerikalisierung“. Da die Kranken nur noch eine untergeordnete Rolle zu spielen begannen, zerfiel der Orden in zwei Klassen, in Priesterherren und in dienende Brüder: aus „Kreuzträgern“ wurden „Kreuzherren“. Aus ihnen ging Anton Brus, wohl der größte der Kreuzherren, als „supremus magister“ hervor; er war ein Freund des Petrus Canisius und wurde sicherlich durch dessen Einfluß unter Ferdinand I. 1558 Bischof von Wien, ja nach 140 Jahren erhielt Böhmen in ihm am 5. 9. 1561 wieder einen Erzbischof. Das Prager Erzbistum hatte unter Brus zu einem Großteil von dem

Besitz und den Einkünften des Kreuzherrenordens gelebt, ohne diesen wäre es auch später nicht lebensfähig gewesen. Durch eine erzwungene Personalunion – fünf Erzbischöfe im 16. und 17. Jhdt. wurden dem Orden als Obere gleichsam aufgezwungen – standen den Metropolitane nach den böhmischen Religionswirren die Einkünfte des Ordens zur Verfügung. Nicht mit Unrecht konnte A. Frind in seiner „Kirchengeschichte Böhmens“ von einer „Kreuzherrendiözese“ in Westböhmen sprechen, da in 110 Säkularpfarren Kreuzherren den Dienst versahen. Durch Kaiserin Maria Theresia erhielt der Orden in Ungarn (Burg in Ofen) besondere Aufgaben, nachdem bereits Karl VI. 1733 die Karlskirche in Wien den Kreuzherren über-

geben hatte. Die weiteren Schicksale des verdienstvollen Ordens – seit 1948 üben nur noch zwei Ordensangehörige die Seelsorge in der Mutterkirche in Prag aus, 1959 ging die Karlskirche in Wien dem Orden verloren – lesen wir im 4. Kapitel des Werkes, das ein wesentlicher Baustein in der Kirchengeschichte Böhmens ist. Ein Verzeichnis der Prager Großmeister und der Breslauer Meister sowie ein ausführliches Register und 9 Bildtafeln schließen diese ausgezeichnete Arbeit ab, die vor 25 Jahren gemacht, nach gründlicher Erforschung verschiedener Archive in Prag, Wien, Budapest, Breslau und Pöhltenberg bei Znaim ergänzt und jetzt erst publiziert wurde.

Seckau/Steiermark

Benno Roth

DOGMATIK

OTTO STEPHAN, *Gottes Ebenbild in Geschichtlichkeit*. Überlegungen zur dogmatischen Anthropologie. (122.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1964. Leinen DM 7.80.

Der Autor will eine alte Wahrheit unter einem neuen Gesichtspunkt betrachten: Das Bild-Sein des Menschen vor Gott ist ein „Sein in Geschichtlichkeit“. Er versucht, „den Menschen als Bild Gottes vor dem Horizont der Heilsgeschichte zu verstehen und die Begrifflichkeit ‚Bild‘ mit Hilfe des Begriffes ‚Geschichtlichkeit‘ zu interpretieren“ (17). Auch wenn ihm die neuscholastische Theologie zu Ende des vorigen Jahrhunderts „weitgehend nichts anderes war als eine schlecht bemäntelte Philosophie ‚des Allgemeinen‘“ (14 f.), bleibt Otto doch der Tradition stark verbunden. Er behandelt denn auch die „Geschichte des Bildproblems“ in der Theologie von Irenäus über die Scholastik und Luther bis Karl Barth und Emil Brunner in einem verhältnismäßig ausführlichen Kapitel (78–112: Die Seitenangaben des Inhaltsverzeichnisses sind, abgesehen vom ersten Kapitel, alle unrichtig). Er leugnet nicht das Allgemeine, das Bleibende, das Wesen, die Essenz; aber ihm geht es in seiner Arbeit um die Existenz, um das Einzelne, das Konkrete, den konkreten Menschen, wie er ist, nein – wie er *vor Gott* ist. Denn nicht philosophisch, sondern theologisch will er das Thema behandeln; und die Theologie kann nicht von Gott absehen, wenn sie vom Menschen spricht; oder, wie der Verfasser etwas überspitzt sagt: „Für die dogmatische Anthropologie ist letztlich nur das interessant, was der Mensch vor Gott ‚ist‘ – und das heißt: wie er handelt, wie er sich entscheidet, für oder gegen Gott“ (40). Damit ist auch das Schlüsselwort gegeben:

das Handeln, die Entscheidung, das macht die Geschichtlichkeit des Menschen aus. Geschichtlichkeit heißt: entweder zu Gott hin oder von Gott fort (24). Geschichte ist also Heilsgeschichte.

Otto verkennet nicht die Tatsache der „objektiven“ Heilsgeschichte; aber der Mensch muß diese zu seiner eigenen „subjektiven“ Heilsgeschichte machen (vgl. 43 f.).

Die beiden zentralen Wahrheiten der Dreifaltigkeit und der Menschwerdung des Gottessohnes sind die Voraussetzung dafür, daß der Mensch Abbild Gottes sein kann. Weil Gott sich selbst ausspricht im ewigen Wort, darum ist auch der Mensch Wort, und er „vollzieht“ sein „Wort-Sein“ in der Antwort, die er Gott auf seinen Anruf gibt. Weil der Mensch „auf das menschengewordene Bild Gottes hin entworfen ist“ und weil er „mittels dieser Bildbeziehung auf den Brennpunkt der Heilsgeschichte hingebunden ist“, deshalb kann er „nur als heilsgeschichtlich existierend verstanden werden“ (119). Auch die Bibel hat keinen statischen, sondern einen dynamischen Bildbegriff. Im besonderen redet das Neue Testament immer wieder von der Notwendigkeit, sich ständig Christus, dem Abbild des Vaters, anzugleichen.

Ist auch im einzelnen nicht alles gleich klar und überzeugend und wird manchmal die Freude an der Lektüre durch unschöne, gewaltsame Wortbildungen vermindert, so gelingt es dem Verfasser doch im ganzen, seine These glaubwürdig zu begründen: „Der gottebenbildliche Mensch existiert in dialogaler Geschichtlichkeit, die ihr Urbild in der Existenz des fleischgewordenen Bildes Gottes hat“ (121).

Wels/Oberösterreich

Peter Eder

MORALTHEOLOGIE

VINCENT BERNARD und ANNIK, *Ehefreude und Kinderzahl*. Menschliche Erfahrungen und ärztliche Winke. (182.) Rüber-Verlag, Luzern 1964. Paperback DM/Sfr 12.80.

Das Erscheinen dieses Buches ist wärmstens zu begrüßen. Die Autoren, ein französisches Ärzteehepaar, schildern darin, wie sie in der

Stadt Nantes das Lebenswerk des im Jahre 1960 im Alter von 48 Jahren an einem Herzleiden allzu früh verstorbenen praktischen Arztes Dr. Guy Van der Stappen weiterführen. Die das Gewissen so vieler gläubig katholischer Ehepaare belastende Frage nach den sittlich rechten Wegen zu verantworteter Elternschaft hat Van der